

147. Jahresversammlung VSA : Protokoll der Delegiertenversammlung 1991 : Mittwoch, 15. Mai 1991, 09.30 Uhr im Gemeindesaal des Landhauses, Solothurn

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **62 (1991)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Protokoll der Delegiertenversammlung 1991

Mittwoch, 15. Mai 1991, 09.30 Uhr im Gemeindesaal des Landhauses, Solothurn

TeilnehmerInnen Regionen/Delegierte

(in alphabetischer Reihenfolge)

VAAE: Max Dutli, Benjamin Kammermann, Jakob Koch, Marlis Schmid; VAKJB: Elisabeth Niklaus; AR: Heinz Fritsche, Willi Giezendanner, Vreni Giger, Martha Manser, Stefan Mutzner; BS/BL: Manfred Baumgartner, Josef Käslin, Gilgia Pelican, Dorothee Raillard; BE: Rosmarie Friedli, Samuel Mani, Ernst Messerli, Annemarie Moser, Ruth Rufener, Peter Staub, Theo Veraguth; GL: Christoph Franz, Walter Landolt, Hansruedi Stierli, Hanspeter Zogg; GR: Elisabeth Decurtins, Peter Gantenbein, Marius Spescha; SG: Anna Gasser, Brigitte Harder, Ruedi Kaltenrieder, Reto Lareida; SH/TG: Fritz Blumer, Urs Graf, Claus Pfalzgraf, Dorette Steinmann; SO: Thomas F. X. Frey; ZS: Alois Fässler, Adolf Marty, Urs Peter, Hans-Rudolf Salzmann, Walter Saxer, ZH: Brigitte Haab, Vreni Keller, Werner Pflanzler.

Entschuldigt: VAKJB: Rudolf Weiss; AR: Armin Anderegg; BS/BL: Peter Hanselmann; GL: Ueli Oppliger; GR: Vreni Fornerod; SG: Simon Egger; SH/TG: Karl Oehler, Walter Schwager; ZH: Eduard Hertig, Emil Lipowsky, Hanny Wiesendanger.

Vorstand VSA

Martin Meier (Präsident), Anita Witt (Vizepräsidentin), Hans-Jörg Stucki (Quästor), Walter Stotz; Andreas Bernhard, Paul Bürgi, Walter Gämperle, Hanspeter Gäng, Mengia Guidon, Elisabeth Lüthi, Werner Ryser, Fritz Waibel, Werner Zanger.

Geschäftsstelle VSA

Werner Voneasch, Dr. Imelda Abbt, Rosmarie Glarner, Paul Gmünder, Alice Huth (Protokoll), Marcel Jeanneret, Verena Naegeli, Erika Ritter, Lore Valkanover.

Traktanden

1. Abnahme des Protokolls der Delegiertenversammlung 1990
2. Abnahme der Jahresberichte 1990 des Vereinspräsidenten und der Kommissionen

Da wir bereits in diesem Tätigkeitsbereich seit Jahren tätig sind und unsere Aufgabe erweitern wollen, suchen wir zur Übernahme und Weiterführung

Alters- und Pflegeheime

Offerten bitte unter

Chiffre 1/4 an die Offset- Buchdruckerei
Stutz + Co. AG
Gerbestrasse 6, 8820 Wädenswil

3. Abnahme der Jahresrechnung 1990
Genehmigung des Budgets 1991
4. Ersatzwahlen Zentralvorstand
5. Struktur-Analyse/Ausserordentliche Delegiertenversammlung
6. Orientierungen:
 - Rückblick und Ausblick
 - Mitgliedschaftsfragen
 - Kurswesen
7. Wünsche und Anträge aus den Regionen
8. Verschiedenes, Mitteilungen, Umfrage

Der Vereinspräsident, Martin Meier, eröffnet die Sitzung und heisst alle Anwesenden herzlich willkommen.

Alle Unterlagen zur Traktandenliste wurden den Delegierten fristgerecht zugestellt. Eine Änderung oder Erweiterung der Traktandenliste wird nicht verlangt.

Als Stimmzähler werden gewählt: Heinz Fritsche, Appenzell, und Rudolf Kaltenrieder, Brunnadern.

Traktandum 1

Das Protokoll der Delegiertenversammlung vom 9. Mai 1990 (publiziert im Fachblatt 7/1990) wird genehmigt.

Traktandum 2

Die Jahresberichte 1990 des Präsidenten M. Meier, des Quästors H. J. Stucki, des Geschäftsleiters W. Vonaesch, der Fort- und Weiterbildung Dr. I. Abbt, der Präsidenten der Altersheimkommission, A. Huber, der Kommission Heimerziehung, P. Sonderegger, der Fachblattkommission, Chr. Bärtschi, der Absägetenkommission, R. Vogler, werden von den Delegierten einstimmig genehmigt. Die Berichte wurden im Fachblatt April 1991 publiziert.

M. Meier dankt für die Berichte und die wertvolle Mit- und Zusammenarbeit in diesen Gremien.

Traktandum 3

H. J. Stucki erläutert die Jahresrechnung 1990. Sie schliesst mit einem Vermögensvorschlag von Fr. 83 793.01 gegenüber einem budgetierten Vorschlag von Fr. 26 000.-, dies dank Mehreinnahmen bei den Heimbeiträgen, den Betriebsbeiträgen, der Stellenvermittlung, dem Kurswesen, dem Beratungsdienst und den Vermögenszinsen. Andererseits waren auf der Aufwandseite Mehrausgaben beim Fachblatt und bei den Sozialleistungen zu verzeichnen. H. J. Stucki zeigt die Zusammensetzung der Rückstellungen auf, die um Fr. 90 000.- erhöht werden konnten.

Da die momentan laufende Effizienz- und Struktur-Analyse eine Standortbestimmung des Verbandes bedeutet und mögliche Erweiterungen der Verbandstätigkeiten daraus resultieren dürften, die auch einen personellen Ausbau der Geschäftsstelle notwendig machen könnten, bedeutet diese gesunde finanzielle Basis eine gute Ausgangslage, aber auch eine Notwendigkeit, um die einzuleitenden Veränderungen angehen und die dafür benötigten Vorinvestitionen leisten zu können.

Im Gegensatz zu M. Baumgartner, der die Höhe des Vereinsvermögens einmal mehr hinterfragt, ermutigt P. Staub den Zentralvorstand, in seiner Marschrichtung weiterzugehen; bei den zu bewältigenden Aufgaben seien Rückstellungen schnell aufgebaut.

H. J. Stucki stellt die Erfolgsspartenrechnungen für das Fachblatt, für die Stellenvermittlung und das Kurswesen vor. Die ersten zwei Sparten ergeben einen Einnahmenüberschuss, die drittgenannte weist ein Defizit aus.

Die Rechnungen 1990 des Vereins und der Fonds werden von den Delegierten ohne Gegenstimme genehmigt.

H. J. Stucki gibt Erklärungen zum Budget 1991; auch dieses wird von den Delegierten einstimmig gutgeheissen.

M. Meier dankt dem Quästor und der Geschäftsstelle für die geleistete Arbeit.

Traktandum 4

Mengia Guidon und Werner Ryser haben ihren Rücktritt aus dem Zentralvorstand erklärt, M. Guidon, weil ihre Aufgaben im VBA, vor allem mit der Übernahme der Leitung der Betagtenbetreuer-Ausbildung, sehr zugenommen haben, W. Ryser, weil er aus dem Jugendheimbereich zur Pro Senectute Basel gewechselt hat und dort Geschäftsleiter ist.

M. Meier dankt beiden für ihre wertvolle Mitarbeit im Zentralvorstand und überreicht ihnen ein Präsent.

Als Ersatz für die beiden Zurücktretenden werden aus der Region Basel Peter Rietschin, Leiter des Ressorts Pädagogik im Bürgerlichen Waisenhaus Basel, und aus der Zentralschweiz Alois Stäheli, Leiter des Alters- und Pflegeheims Gerbe in Einsiedeln, zur Wahl vorgeschlagen. Kurze Lebensläufe der beiden Vorgeschlagenen wurden den Delegierten zugestellt. Die beiden hier anwesenden Herren werden von ihrem Regionalpräsidenten vorgestellt und von den Delegierten einstimmig gewählt.

M. Meier gratuliert den beiden Herren und dankt ihnen für ihre Bereitschaft, im Zentralvorstand mitzuarbeiten.

Traktandum 5

Im Fachblatt wurde bereits über die Effizienz- und Struktur-Analyse berichtet, die von Prof. Dr. Peter Schwarz, Leiter des B'VM in Bern, zurzeit durchgeführt wird. W. Vonaesch berichtet über den Stand der Dinge: Eine umfangreiche schriftliche Umfrage bei den Mitgliedern des Zentralvorstandes, den Regionalpräsidenten, Kommissionspräsidenten und ausgewählten weiteren Personen ist abgeschlossen, interne Gespräche haben stattgefunden und externe werden noch geführt. Das Ergebnis wird dem Zentralvorstand in seiner Sitzung vom 6. Juni 1991 vorgelegt, mögliche Lösungen für die Zukunft sollen aufgezeigt beziehungsweise gemeinsam, prozesshaft und schrittweise erarbeitet werden. Die auf den 12. September 1991 vorgesehene Regionalpräsidentenkonferenz wird auf den 5. September vorverschoben und als Workshop mit Prof. Dr. Peter Schwarz gestaltet. Eine Ausserordentliche Delegiertenversammlung wird am 4. Dezember 1991 stattfinden, an der auch die geplante Statutenänderung verabschiedet werden soll.

Traktandum 6

– Das eigentliche Geschäftsjahr umfasst die Zeitspanne von Januar bis Dezember 1990, die jeweiligen Orientierungen bezie-

hen sich eher auf die Periode von Delegiertenversammlung zu Delegiertenversammlung, meint W. Vonaesch. Er berichtet über die Wechsel im Präsidium der Fachblattkommission von Max Stehle zu Chr. Bärtschi und in der Absägeten-Kommission von Ruedi Vogler zu Hansjörg Stucki sowie über zurückgetretene und neue Mitglieder und über die in den Kommissionen behandelten Themenkreise. Ebenso gibt er einen kurzen Abriss über behandelte und laufende Geschäfte im Zentralsekretariat und berichtet über die regelmässigen Kontakte und Gespräche mit den Verbänden SVE, VPG/SVWB, SKAV und PRO SENECTUTE.

– Fragen um die VSA-Mitgliedschaftsarten wurden in einer ad-hoc-Arbeitsgruppe bearbeitet und werden im Zusammenhang mit der Struktur-Analyse weiterbehandelt.

– Schwerpunkt des Kurswesens stellt die neue Heimleiter-Diplomabildung dar. Das Konzept ist ausgearbeitet, Kontakte mit dem BIGA für eine Diplomanerkennung haben stattgefunden und laufen weiter; das Reglement dazu wird zusammen mit dem welschen Heimverband ASFORI ausgearbeitet. Der erste Kurs soll im Oktober 1991 beginnen.

Traktandum 7

Die Frage von Ernst Messerli, Schüpfen, ob der VSA CH auch Kontakt zu der IGH habe – die auch ein neues Heimleiter-Ausbildungskonzept zu erarbeiten scheine –, kann W. Vonaesch bejahen. Er selbst, E. Ritter und H. R. Salzmann waren an der Gründungsversammlung der IGH dabei und signalisierten dabei auch ihre Bereitschaft zu weiteren Kontaktmaßnahmen.

H. R. Salzmann informiert über den seit 1989 bestehenden Europäischen Heimleiterverband, dem mittlerweile 13 Länder angehören. Er ist Delegierter der Schweiz, die als Vollmitglied dabei ist. Ziel ist der gegenseitige Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Vom 24. bis 26. September 1991 findet in Kopenhagen der 2. Europ. Heimleiter-Kongress statt. Das Fachorgan des europ. Verbandes heisst «aging in europe».

Traktandum 8

Frau Erika Liniger, Geschäftsführerin der PRO INFIRMIS, überbringt der Delegiertenversammlung und dem ganzen VSA die Grüsse und den Dank ihres Vorstandes. Sie selbst tritt Ende 1991 als Geschäftsführerin zurück. M. Meier dankt für ihre Worte und drückt seine Wertschätzung für die angenehme und gute Zusammenarbeit mit ihr persönlich und für die wertvolle Arbeit der PRO INFIRMIS als Institution aus.

M. Meier gibt auch an dieser Stelle das Ausscheiden von Dr. Imelda Abbt als Bildungsbeauftragte des VSA auf Ende August 1991 bekannt. Einerseits freue man sich mit ihr über ihre Berufung als Bildungsbeauftragte der Propstei Wislikofen, andererseits werde ihr Weggehen auch sehr bedauert, habe ihr rund 12jähriges Wirken den VSA doch sehr mitgeprägt, M. Meier dankt Frau Abbt für ihre engagierte Arbeit und gibt ihr die besten Wünsche mit auf den Weg.

Der Vereinspräsident, M. Meier, schliesst die Delegiertenversammlung um 12.00 Uhr und dankt allen Anwesenden, aber auch allen anderen Mitgliedern, die sich in irgend einer Weise für den VSA einsetzen und für das Heimwesen engagieren.

Zürich, 21. Mai 1991

Der Präsident VSA:

Martin Meier

Die Protokollführerin:

Alice Huth

Solidarität – eine immer neue Herausforderung

Berichte aus den Arbeitsgruppen

Traditionellerweise befasste sich die Jahresversammlung des VSA mit Fragen, die sich konkret aus dem Heimalltag ergeben. Der Bezug zur Praxis wurde in Solothurn speziell während der Gruppenarbeit hergestellt. Die Workshops waren – entsprechend den drei Heimtypen – aufgeteilt in die Bereiche Jugendheim, Behindertenheim und Altersheim. In allen drei Gruppen ergab sich unter «seinesgleichen» eine lebhafte Diskussion zum Thema «Solidarität».

Gruppenarbeit Behindertenheime

Leitung: Manfred Lehmann, Kyburg-Buchegg

Manfred Lehmann stellte zum Beginn der Gruppenarbeit mit rund 26 Teilnehmern und Teilnehmerinnen die Frage: «Was bedeutet für Sie eigentlich der Begriff ‚Solidarität‘?» Im Lexikon der Synonyme finden sich für Solidarität die Ausdrücke *Zusammengehörigkeit, Verbundenheit, Gemeinsamkeit, gegenseitige Verpflichtung, Übereinstimmung.*

«Doch wie weit und in welcher Form sind Leiter und Leiterinnen in der stationären Behindertenarbeit davon betroffen? Wo und wie spielt Solidarität zwischen Behinderten und Nichtbehinderten?» wollte Manfred Lehmann wissen und vermittelte mit einer ersten These zugleich einen Gedankenanstoss auf der Suche nach Antwort.

Die Menschen werden ungleich geboren.

Eine wichtige Aufgabe der Gesellschaft besteht darin, diese Ungleichheit soweit wie möglich zu mindern.

Damit war die Gruppe aufgerufen, mit Stichworten den Begriff der Solidarität mit Bezug auf obige These weiter zu definieren. Genannt wurden

Invalidenversicherung,
stimmt – stimmt nicht – stimmt – stimmt nicht,
Gentechnologie,
Akzeptanz (was immer auch eine Minderung voraussetzt),
zum Glück sind wir ungleich,
Ambivalenz,
Chancengleichheit?,
ertragen,
Zwangssolidarität,
unerwünschte Vielfalt.

Fazit: *Solidarität ist verschiedenartig* – DIE Solidarität gibt es nicht! Manfred Lehmann ergänzte den Katalog mit den Worten Martin Meiers aus der Begrüssungsansprache:

Echte Solidarität ist ein Werk der Liebe.

These 2

Echte Solidarität ist nur in der Begegnung möglich.



Manfred Lehmann: DIE Solidarität gibt es nicht.

Dies verlangt *aktive Bewegung*. Doch was können Verantwortliche in Institutionen zur Solidarität zwischen Behinderten und Nichtbehinderten auf der Ebene der Praxis beitragen? Um dieser Frage vertieft nachzugehen, bildeten sich aus dem Teilnehmerkreis fünf Kleingruppen mit der Aufgabe, einen Vorschlag zur solidarischen Begegnung auszuarbeiten und sich zu überlegen, wie sich Solidarität in der Begegnung in den praktischen Alltag umsetzen lasse.

Die Thematik löste in den Gruppen recht unterschiedliche Reaktionen aus, und die Diskussionen drehten sich zumeist weiter um grundsätzliche Fragen der Solidarität. Es wurde festgestellt, dass sich – in einer Werkstatt für Behinderte beispielsweise – die solidarische Begegnung auf dem täglichen Arbeitsweg des behinderten Mitarbeiters abspielt, oder im Betrieb selber, wo Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam am Arbeitsprozess beteiligt sind. «*Solidarität in der Begegnung verlangt die Förderung von gemeinsamen Interessen.* So können wir eine Basis schaffen», wurde festgestellt. Das würde bedeuten, auch die Freizeit gemeinsam zu verbringen und zu gestalten. Entstehen dabei nicht längerfristig *Abgrenzungsprobleme?*

«*Ich habe Mühe mit einer Solidarität um der Solidarität willen*», bemerkte ein Teilnehmer. «Man sollte den Begriff *nicht überstrapazieren. Begegnung findet doch dort statt, wo sich beide Teile aus einem echten Bedürfnis heraus etwas zu geben vermögen.*» Dabei kann *Spass entstehen, Befriedigung*, ist solidarische Begegnung mit einem *Lustgewinn und Zufriedenheit* verbunden.

«Ich habe nicht immer Lust, solidarisch zu sein. Auch eine Finanzspende kann Solidarität ausdrücken, aber kurzfristig, ohne länger dauernde Verpflichtung. Seien wir ehrlich: Wie mancher Heimleiter, Heimleiterin, ist froh um derartige Solidarität?»

Solidarisches Verhalten sollte nicht durch ständige Appelle überfordert werden, nicht zum Zwang führen,

dann löscht es ab.»

Der Heimleiter kann nach aussen Solidarität signalisieren. «Doch der nächste Schritt muss von der Gesellschaft her kommen!»

Tatsächlich?

Diese Aussage fand nicht einhellig Zustimmung. Vor allem aus der Sicht der Pädagogik hängen «fordern» und «fördern» eng zusammen.

Das heisst: *Solidarität nicht einfach fordern – sondern fördern.* Doch wo kann der gemeinsame Weg angebahnt werden? Die Arbeitsgruppe stellte fest, dass sich Solidarität der breiten Masse auf dem Weg über die Zustimmung zu gesetzlichen Vorlagen im Sozialbereich als äusserst wertvoll erweist. Dies zeigt sich vor allem in Ländern mit fehlenden sozialen Gesetzesgrundlagen. Aufgabe der Institutionen selber sollte es sein, sich zu öffnen, damit Solidarität in der Begegnung überhaupt stattfinden kann. Daraus ergaben sich in der Gruppenarbeit abschliessend praktische Hinweise. Als Möglichkeiten zur Begegnung wurden genannt:

- einmal einen Rollstuhlparcours für Gesunde organisieren und sie damit für die Behinderung sensibilisieren;
- Patenschaften zwischen Behinderten und Nichtbehinderten;
- gemeinsame Ferienlager, zum Beispiel auf dem Twannberg;
- die Anliegen der Behinderten in der Schule besprechen;
- eine wöchentliche Präsenz mit Behindertenfragen und -problemen am Fernsehen;
- Sozialpraktika in Behinderteninstitutionen für ältere Schüler;
- PR-Arbeit in bezug auf Behindertenanliegen (Bemerkung eines Teilnehmers: «Ein entsprechender Artikel in einer Tageszeitung würde mehr nützen als im Fachblatt!»).

Wie lassen sich denn nun eigentlich die Impulse aus Solothurn über die Tagung und den VSA hinaus in die Praxis umsetzen, wurde die grundsätzliche Frage gestellt. Wie solidarisch sind die drei Gruppen unter sich: Alte – Junge – Behinderte?

Gerade in bezug auf die Solidarität mit Behinderten hat sich in der Öffentlichkeit in den letzten 20 Jahren eine *Änderung vollzogen*, ist ein offeneres Verhalten feststellbar. «Doch ist der Weg zu einer echten Solidarität immer noch sehr weit», war in Solothurn zu hören. «Ich frage mich, ob die heutige Gesellschaft dazu nicht einfach zu träge ist?»

???

Womit sich der Kreis schloss und sich wiederum die Frage nach der Interpretation und der Dehnbarkeit des Solidaritätsbegriffes stellte.

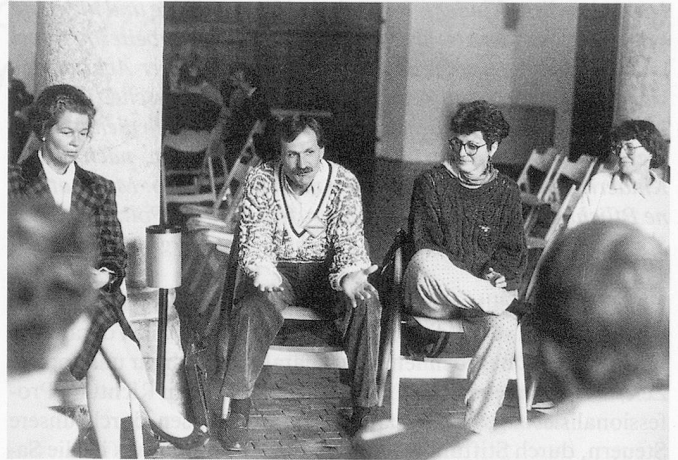
Manfred Lehmann schloss die Gruppenarbeit mit der These

**Theorie ist, wenn man alles weiss und nichts klappt
Praxis, wenn alles klappt und man nicht weiss warum!**

Erika Ritter

Gruppenarbeit Jugendheimbereich

Leitung: Hans Stieger, Solothurn



Solidarität mit wem?

Solidarität – mit diesem Begriff versuchten sich auch die Jugendheimleiter in zwei Gruppen in ihrem Workshop auseinanderzusetzen. Dass über Solidarität eigentlich gar nicht diskutiert werden kann, dass man sich höchstens um eine Begriffsdefinition streiten, einigen oder auseinandersetzen kann, darf als Fazit der beiden Gesprächsrunden vorweggenommen werden – was jedoch den Wert der abgegebenen Statements keinesfalls schmälern soll. Ganz im Gegenteil, in beiden Gruppen wurde intensiv nach einer annähernd einheitlichen Sicht- und Betrachtungsweise gesucht. Die Zusammenfassung dieser Diskussion kann nicht neutral oder wertfrei sein, es sind Fragmente, die von der anwesenden Journalistin aufgeschnappt, zusammengetragen und in ganz loser Form an dieser Stelle präsentiert werden. Der Bericht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, er dient einzig und allein der Information jener, die nicht am Workshop teilnehmen konnten und kann vielleicht auch aufdecken, dass Solidarität nur gelebt, kaum aber beredet werden kann.

Zur Einführung ins Thema und wohl auch zur Auslegung der Diskussions-Richtschnur, des sogenannten roten Fadens, erzählte Hans Stieger, Leiter der Gruppe Jugendheimbereich, zu Beginn und bevor sich die Gruppe in zwei Diskussionsgruppen spaltete, folgende eindrückliche Geschichte zum Thema: *Wie zeige ich mich solidarisch, soll ich mich überhaupt solidarisch erklären oder wann sollte ich mich besser zurückhalten?*

Solidarität als Begegnung

(Auch eine Rucksackgeschichte)

In Grenchen wohnte vor ein paar Jahren eine alleinstehende Mutter mit fünf Kindern. Das älteste war acht-, das jüngste anderthalbjährig. Die Mutter litt unter psychischen Problemen. Von Zeit zu Zeit verschwand sie und liess ihre Kinder allein, um dann allerdings nach drei bis vier Tagen jeweils wieder reumütig zurückzukommen. Betreut wurde diese Familie vom Sozialdienst von Grenchen, der Familienfürsorge. Die Mutter wohnte mit ihren fünf Kindern in einem Block zusammen mit zehn anderen Familien. An einem Freitagabend stellte eine Nachbarin fest, dass die Kinder wieder alleingelassen worden waren. Sie versuchte, den Sozialdienst zu erreichen, damit die jemanden vorbeischick-

ten, der sich um die Kinder kümmerte. Nachdem sie dort niemanden mehr erreichen konnte, wandte sie sich schliesslich an die Polizei, der die Familienverhältnisse bekannt waren. Unglücklicherweise wurde diese Meldung nicht weitergeleitet, und so bekam der Sozialdienst am Montagmorgen ein sehr aggressives Telefon mit dem Vorwurf, warum denn noch niemand gekommen sei, jetzt seien diese Kinder schon seit drei Tagen alleine und niemand kümmere sich darum. Darauf fuhr eine Sozialarbeiterin sofort los und fand die Kinder allein in der Wohnung. Der Achtjährige war gerade dabei, dem Anderthalbjährigen die Flasche zu geben. Doch im ganzen Quartier oder im Hause fühlte sich niemand für diese Kinder verantwortlich und dazu aufgerufen, nach diesen Kindern zu sehen. Alle handelten nach dem Motto: Man hat seine Pflicht erfüllt, man hat ja angerufen, aber die Polizei und das Sozialamt haben versagt, ihre Pflicht nicht wahrgenommen.

Hans Stieger stellte sich und den Anwesenden im Anschluss an die Geschichte selbst die Frage: «Für mich ergibt sich daraus die Frage, ist diese Begebenheit nicht charakteristisch für uns und die Zeit, in der wir leben?» Wir spüren einen Trend in Richtung Professionalisierung, wir bezahlen das Sozialwesen durch unsere Steuern, durch Stiftungen, Sammlungen usw. Für uns ist die Sache damit abgetan. Was wollen wir, die wir im Sozialwesen arbeiten? Wir wollen ja diese Professionalisierung, wir wollen keine unausgebildeten Kräfte, wir wollen eine Spezialisierung, und wir wollen jedes Jahr noch qualifiziertere Arbeit erbringen.

«Ich frage mich, ob wir den Graben zwischen Behinderten und Nichtbehinderten, Hilfsbedürftigen und nicht Hilfsbedürftigen nicht zunehmend grösser werden lassen und, ob wir dadurch nicht unsere Bemühungen um die Begegnung miteinander und zueinander nicht sogar unterlaufen?»

Die Gruppendiskussion

Gedanken, Überlegungen und Aussagen der anwesenden Heimleiterinnen und Heimleiter:

Hat nicht schon die Familie, oder anders ausgedrückt, haben nicht die fünf Kinder dieser Familie Solidarität bewiesen?

Es scheint mir auch immer etwas problematisch, von professioneller Seite eingreifen zu müssen. Auch in schlecht strukturierten Familien scheint eine gewisse Ordnung vorzuherrschen, und durch Eingriffe von aussen kann auch in zerrütteten Familien oft mehr zerstört als geholfen werden.

Mir ist bei dieser Geschichte ein eigenes Erlebnis durch den Kopf gegangen. Ich denke, es gibt zwei Bereiche, wo ich meine Solidarität zeigen oder unter Beweis stellen kann. Erstens mein Arbeitsplatz, wo ich dazugehöre und zweitens der Ort, wo ich zu Hause bin, nicht als «Helfer», sondern als Privatperson. Ich erinnere mich dabei an ein Erlebnis, das mir kürzlich widerfahren ist. Nachts, zu ziemlich später Stunde, hörte ich in unserem Haus Kinder schreien. Ich erkannte sofort, dass sie offenbar allein zu Hause waren und nun nach den Eltern suchten. Gleichzeitig spürte ich aber auch, dass ich mich dabei völlig hilflos fühlte. Sollte ich hinuntergehen und mich in fremde Angelegenheiten mischen? Durfte ich das überhaupt, ging mich das etwas an? Im Heim hätte ich sofort richtig geschaltet und gehandelt, aber hier betrat ich sozusagen Neuland. Die Sache ist dann glimpflich abgelaufen, da die Eltern der Kinder bei meinem Eintreffen im Treppenhaus nach Hause kamen. Sie waren bei Nachbarn eingeladen und ihr Funkgerät, das sie mitgenommen hatten, war ausgefallen, so dass sie die Kinder, wie sonst üblich, für einmal nicht hören konnten.

Solidarität mit wem?

Mit der anderen Erzieherin? Mit den Kindern?

Mangelnde Solidarität, hört man oft, warum, woher kommt diese mangelnde Solidarität? Die *Professionalisierung* ist schuld daran. Doch, ist nicht unser ganzes System auf Professionalisierung ausgerichtet? Unsere Heime werden ja nach Professionalisierung subventioniert. Kein Wunder, dass sich dadurch immer mehr Fachleute verunsichert fühlen, wenn sie zum Beispiel neben ihrem Beruf in so eine Geschichte verwickelt werden, wie die mit der Mutter und den fünf Kindern. Darf ich denn als Fachmann überhaupt noch spontan reagieren? Werde ich dadurch nicht gleich zur offiziellen Person? Ich muss dies doch dem zuständigen Fachmann überlassen, ich habe kein Recht, mich spontan einzusetzen.

Herr Ritschard hat heute in seinem Referat erwähnt, dass Solidarität etwas mit «*abgeben*» zu tun hat, mit *Macht abgeben*. Solidarität hat demnach etwas zu tun mit *Verzicht*, mit *sich einbringen* oder sogar *mit Teilen*. Da fällt mir ein, dass ich als junger Mensch einmal gehört habe, dass Sozialarbeit etwas zu tun hat mit Teilen, doch in unserem Professionalisierungsdenken, das uns vor allem auch in der Ausbildung vermittelt wird, geht es meiner Meinung nach sehr stark um *Abgrenzung* und darum, sagen zu können:

«*Ich bin Sozialarbeiter, Sozialpädagoge, Heimerzieher, Sonderpädagoge usw.*» Doch wo bleibt der zu *Betreuende*? Wo bleibt die Solidarität zu ihm? Ich denke, wenn wir hier, an einer VSA-Tagung, von Solidarität sprechen, sprechen wir nicht von Solidarität unter Heimerziehern, oder Sozialpädagogen, sondern von unserer Solidarität zum Kinde, das im Mittelpunkt unseres Tuns stehen sollte. Wie leben wir Solidarität in unserem praktischen Alltag? Wie wird zum Beispiel jenen fünf Kindern geholfen, oder was können wir tun, wenn wir, wie einer von uns geschildert hat, nachts Kinder schreien hören? Dürfen wir spontan hingehen oder sind wir nicht durch unseren Beruf zur Zurückhaltung gezwungen? Ich denke, es wird uns schwer fallen. Durch unseren Beruf und vor allem durch die Spezialisierung werden wir heute in ein Verhalten gedrängt, das uns oft behindert, spontan zu helfen ohne erst zu fragen, ist das nun richtig oder falsch. Vielleicht wollte auch Herr Ritschard mit seinem Referat uns dies wieder vor Augen führen.

Solidarität, was bedeutet der Begriff für mich?

(eine Auswahl der einzelnen Voten)

Der Begriff Solidarität muss für mich immer zuerst definiert werden: Solidarität mit wem, wo und wann? Ein Beispiel: Eine Gruppe unserer Kinder spielt, und plötzlich kommt aus irgendeinem Grunde Streit und Zwist auf. Von aussen gesehen verhalten sich die Kinder nun überhaupt nicht solidarisch. Sie traktieren einander mit Schimpfwörtern und wenden sich voneinander ab. Wenn jetzt aber jemand von aussen kommt und die streitende Gruppe als solche in Frage stellt, sind sie sich plötzlich einig, und solidarisch untereinander gehen sie nun gegen das von aussen kommende Element vor.

Für mich könnte man das Wort Solidarität auch durch Nächstenliebe ersetzen.

Solidarität heisst für mich, auch wenn es einmal mit einer gegenseitigen Abmachung nicht klappt, es nicht aufzugeben, sondern immer wieder zu versuchen.

Man sieht, wir tun uns schwer mit dem Begriff und der Definition von Solidarität. Doch heisst Solidarität nicht auch offen zu sein

und sich darauf einzustellen, mit kleinen Schritten zum Ziel zu gelangen? Ich denke, dass wir heute dennoch eine gewisse Bereitschaft zur Solidarität bewiesen haben.

Bei Unsicherheit im Umgang mit andersartigen Menschen könnte Solidarität vielleicht auch helfen, den andern zu verstehen. Solidarität als Zeichen des Verstehenwollens aber nicht -könnens. Durch Solidarität signalisieren wir doch auch: «Du machst das bestimmt richtig, auch wenn ich es nicht verstehe.»

So gesehen kann Solidarität das Selbstbewusstsein des andern zwar stärken, aber sie mindert auch unseren Einfluss und zwingt uns zur Machtabgabe.

Solidarität

(Definition aus Meyers grosses Taschenlexikon)

Zusammengehörigkeitsgefühl von Individuen oder Gruppen (in einem sozialen Ganzen), im weitesten Sinne auch von Staaten in internationalen Bündnissen, das sich in gegenseitiger Hilfe und Unterstützung äussert. Von der Soziologie allgemein als Zustand gedeutet, in dem sich eine Vielheit als Einheit verhält, wobei dieses Verhalten in der Regel durch störende Eingriffe von aussen motiviert ist. Neben den Formen der Solidarität der Gesinnung (Einheitsbewusstsein) und der Solidarität des Handelns (gegenseitige Hilfsbereitschaft) gibt es die Interessensolidarität, die lediglich durch sachlich begründete Interessengleichheit in einer bestimmten Situation wirksam ist und nach dem Erreichen des gemeinsamen Zieles endet. Solidarität hat sich vor allem seit dem 19. Jahrhundert in der Arbeiterschaft entwickelt und war eine Grundvoraussetzung für die Kämpfe der Arbeiterbewegung (zum Beispiel Streiks). Voraussetzung für diese Solidarität war das Bewusstsein der gemeinsamen Interessenlage oder (nach marxistischem Sprachgebrauch) ein entwickeltes Klassenbewusstsein.

Heidi Ruchti-Grau

Gruppenarbeit Altersheimbereich

Leitung: Therese Zaugg, Arlesheim



Solidarität im Altersheim – eine anspruchsvolle Aufgabe

In der Grossfamilie früherer Generationen bestand zwischen alt und jung ein enger Zusammenhalt. Von der Geburt bis zum Tod hatte das Individuum darin einen festen Platz, seine Aufgabe und ein Dach, das ihm Schutz bot.

In der modernen Industriegesellschaft ist das familiäre Netz dünner geworden. Betagte und hochbetagte, pflegebedürftige Men-

schen leben von Familie und Gesellschaft getrennt in Heimen. Die Folge davon ist, wie auch die vom Workshop «Alt und Jung» aufgeführten «Rucksackgeschichten» zum Ausdruck brachten, eine wachsende Entfremdung zwischen den Generationen. Das Thema «Solidarität im Altersheim» ist deshalb eine Herausforderung an die Gesellschaft, insbesondere auch eine anspruchsvolle Aufgabe für die Heimleiter und Heimleiterinnen von Alters- und Pflegeheimen. Dies zeigte der Gedanken- und Erfahrungsaustausch der rund 120 Heimleiterinnen und Heimleiter in fünf Gruppen unter der Leitung von Therese Zaugg, Leiterin des Altersheimes Landruhe, Arlesheim.

Solidarität ist ...

Die in der Diskussion hauptsächlich geäusserten Meinungen zur Frage, was unter dem Begriff Solidarität zu verstehen ist, waren:

- Liebe (Nächstenliebe);
- Toleranz und Offensein für die Meinung des andern;
- Einbezug des Standpunkts des Gegenübers in den eigenen;
- das Durchbrechen-Können von Normen, aber auch
- aktiv zuhören können;
- fähig sein zu lernen sowie
- fähig sein, sich in die Lage des andern versetzen zu können.

Solidarität kann ferner bedeuten:

- als Druck- und Machtmittel missverstanden werden;
 - Solidarität muss nicht unbedingt harmonisch sein, vielmehr kann eine faire Auseinandersetzung um ein gemeinsam definiertes Ziel fördernd wirken, auch
 - das Abgeben von Verantwortung.
- Solidarität zwischen alt und jung ist zudem ein wirtschaftlicher Faktor (Generationenvertrag).
- Wer wird das grösste Stück Kuchen erhalten, wenn es einmal nicht mehr so gut geht?
- Solidarität im Heim wiederum ist kein Zustand, sondern muss täglich neu erarbeitet werden.*

«Im Hause muss beginnen ...»

Weiter wurde festgestellt, dass:

- wo das «Verhältnis» in der Familie – auch heute noch – gut ist, auch das Verhältnis, die Solidarität zwischen den Generationen gut ist;
- sich Solidarität ausserhalb der Familie in vielen Bereichen des täglichen Lebens findet, unter anderem etwa im Betrieb, am Arbeitsplatz, in der Schule, in Vereinen, unter Gleichgesinnten, die einem gemeinsamen Ziel verpflichtet sind, und dass sie insbesondere
- die Sache jedes einzelnen ist – eine Binsenwahrheit, die im Zeitalter der staatlichen Fürsorge vielfach vergessen geht.

Auch wäre oder ist es wichtig, vermehrt respektive vor allem den (Mit-)Menschen, anstatt den alten oder den jungen Menschen zu sehen. Ferner wurde auch darauf hingewiesen, dass Alter relativ ist, das heisst, «dass alte Menschen jung und junge Menschen alt sein können».

Selbstverwirklichung kontra Solidarität

Als Gründe für mangelnde Solidarität wurden unter anderem genannt:

- die Forderung nach Selbstverwirklichung, der sogenannte «Egotrip»;
- Vorurteile hüben und drüben (auch eine Folge der Separierung der Generationen) beziehungsweise

- zu wenig gegenseitiges Verständnis. - So verstehen einerseits junge Menschen alte Menschen (sie haben weniger Kraft, sind unsicher, festgefahrener) in ihrem «So-sein» nicht, und andererseits haben alte Menschen oft wenig Verständnis für die Jungen (ihre Lebensweise, Kleidung, Musik usw.) sowie
- «Das-sich-Einmischen in das Leben der Jungen» sowie umgekehrt «Das-Vorschriften-machen-Wollen».

Die nicht mehr im Erwerbsleben stehenden Alten werden von der Gesellschaft oft auch nicht mehr für «voll» genommen. Sie haben weniger Prestige, sind nicht mehr produktiv.

Die Problematik der Erwartungshaltungen beziehungsweise von Solidarität zwischen alt und jung zeigte insbesondere ein in der Theateraufführung gespielter Dialog zwischen Mutter und Tochter auf.

Zum Inhalt: Während die verheiratete Tochter die Mutter aufforderte, in eine eigene für sie hergerichtete Wohnung in ihr Haus zu ziehen, damit die Tochter die Matura, die ihr seinerzeit die Mutter verwehrt hatte, nachholen könne, wollte die Mutter davon nichts wissen, sondern frei sein und ihren «wohlverdienten» Lebensabend geniessen können. - Es gab keine Annäherung der Standpunkte.

Das Spektrum der unterschiedlichen Meinungen dazu reichte von:

- zu wenig Solidarität seitens der Mutter;
- Recht der Mutter auf ein von Verpflichtungen freies Leben;
- unverarbeiteter Konflikt zwischen Mutter und Tochter, der ein ernsthaftes Gespräch von beiden erfordert hätte;

- beide hätten einen Schritt tun müssen im Sinne gegenseitiger Solidarität sowie
- dass es ein Problem zwischen Mann und Frau und nicht zwischen Mutter und Tochter sei.

Möglichkeiten zu Begegnungen schaffen

Zur Förderung der Solidarität zwischen den Generationen und zur Verhinderung einer Ghettoisierung der Menschen im Altersheim müssen Möglichkeiten zu Begegnungen geschaffen werden. Dabei spielen die Heimleiter und -leiterinnen eine zentrale Rolle, sie können die Pensionäre aktivieren. Abgesehen von Möglichkeiten ausserhalb des Heims wie etwa Quartiervereine, Quartierfeste, Öffentliche Verkehrsmittel, können im Sinne der offenen Türen etwa Gruppen zum Spielen oder zu einem gemeinsamen Essen mit den Pensionären eingeladen werden. Weiter lassen sich Gespräche mit Politikern, mit der Presse, Medien organisieren.

Andere Möglichkeiten sind die Durchführung von Schulbesuchen und Schnupperwochen, das heisst Schüler, die in den Ferien eine Woche im Altersheim arbeiten. Erfolgreiche Aktionen dieser Art wurden bereits mehrfach durchgeführt.

«Alter in unserer Gesellschaft ist eine Realität und Teil der menschlichen Existenz, mit dem wir uns auseinandersetzen und den wir annehmen müssen. Die Idee eines Schulfachs ‚Alter‘ ist daher eine bedenkenswerte Idee.»

Eine Prognose schliesslich: in Zukunft werden wieder mehr alte Menschen zuhause gepflegt.

Margrit Annen-Ruf

Für Temporär- und Dauerstellen in allen nichtärztlichen Gesundheitsberufen:

Adia übernimmt.

ADIA MEDICAL

In über 50 Filialen vermitteln unsere ausgebildeten Personalberater Temporär- und Dauerstellen in allen nicht-ärztlichen Gesundheitsberufen. Sind Sie auf Stellensuche? Oder haben Sie einen Personalengpass? Dann rufen Sie doch das Sekretariat der ADIA MEDICAL SCHWEIZ, Klausstrasse 43, 8034 Zürich, an: Telefon 01 383 03 03.